

Nr. 11. Bromberg, den 24. Januar 1925.

Feuer am Nordpol.

Roman aus der Gegenwart von **Karl-August von Laffert.**

(Schluß.)

„Reden Sie ruhig, meine Herren," sagte Linda mit zuckenden Lippen.

Kersten verstand und antwortete:

„Alles ging nach Wunsch. Die russische Schutztruppe gab ohne Widerstand ihre Waffen ab."

Krasnin fuhr auf.

„An wen gaben meine Leute die Waffen ab?"

„An mich, den Oberbefehlshaber von Nova Thule," erwiderte Kersten.

„Und aus welchem Grunde?" fragte der Russe drohend.

„Weil wir festzustellen beabsichtigen, durch wessen Schuld unser Präsident umkam."

„Jetzt aber ist Herr Stratoff der stellvertretende Präsident," warf der Flieger ein. „Von ihm allein haben Sie Befehle entgegenzunehmen."

„Wir nehmen von niemand Befehle entgegen," sagte Liebhard. „Zunächst wollen wir einmal in Petrolea —"

„Genug der Worte, Herr Liebhard," unterbrach Linda. „Wir haben keine Zeit zu verlieren. Auf nach Petrolea!"

„Was soll mit den beiden Russen geschehen?" fragte Kersten.

„Sie bleiben unter strenger Bewachung hier," entschied Linda.

„Dann rasch zum Flugzeughafen," rief Liebhard. „Außer den vier Kampffliegern folgen uns zehn Transportfahrzeuge mit 200 tüchtigen Männern unserer Schutztruppe. Wehe Herrn Stratoff, wenn ihn irgendwelche Schuld treffen sollte."

*

„Wie lange sitzen wir bereits hier?" fragte Sanders.

Nagel zog eine elektrische Laterne hervor und durchblitzte das eiskalte, lastende Dunkel.

„Es ist vier Uhr nachmittags," entgegnete er. „Zehn Stunden vergingen seit dem Versagen des Stromes."

„Man läßt uns absichtlich umkommen," meinte einer der Ingenieure und bemühte sich, durch Hin- und Hertreten seine fast erstarrten Beine zu erwärmen.

„Wir sollten doch den Versuch machen, zu Fuß nach Petrolea zu gelangen," riet einer der beiden anderen.

„Unmöglich," erklärte Nagel. „Die 50 Kilometer bis Petrolea im glatten Eistunnel vermögen wir nie zu bewältigen. Wir würden unterwegs vor Kälte und Erschöpfung umkommen. Außerdem können wir jeden Augenblick damit rechnen, daß die Bahn wieder funktioniert. Dann würden wir von dem sich in Bewegung setzenden Wagen erdrückt. Wir müssen warten und hoffen."

„Und sind in einigen Stunden alle erfroren," antwortete der Erste Ingenieur.

„Stratoff hat uns eine Falle gelegt," sagte der Zweite. „Der Streik in Ferreata war sein Werk. Jetzt läßt er uns hier erfrieren."

„Ja, wir gingen in eine Falle," bestätigte Nagel. „Und das Schlimmste dabei ist, daß wir gewarnt waren. Aber ich gebe die Hoffnung nicht auf. Unsere deutschen Kameraden werden uns befreien."

„Dann müssen sie bald kommen," sagte der dritte der Ingenieure. „Meine Beine sind bereits abgestorben, und die Kälte kriecht mir bis zum Herzen."

„Wir wollen Sie in unsere Mitte nehmen," sagte Nagel. „Vielleicht vermögen wir Sie noch etwas zu erwärmen."

Die in einer Ecke des Wagens dicht aneinander gekauerten Männer rückten etwas auseinander und zogen den bereits halb Erstarrten zwischen sich. Er klapperte vor Frost und fing nach kurzer Zeit an zu phantasieren.

Nagel hatte seine elektrische Laterne wieder gelöscht. Die Batterie war schon fast verbraucht und gab nur noch schwaches Licht.

Keiner der Männer wagte mehr zu sprechen. Die immer stärker von draußen hereindringende Kälte lähmte ihren Widerstand. Kaum versuchten sie mehr dem Tode zu trotzen. Regungslos und fast gedankenlos dämmerten sie dahin.

Waren es Stunden, waren es Tage, die vergingen?

Die schweifenden Gedanken führten Sanders fort. Alle Orte, an denen er mit Linda zusammen geweilt, umkreisten seine irren Träume. Er schlief und wurde weit davongetragen: Die Ölquellen von Campina, Kalmisowskaza, die Fahrt auf der Schwalbe, das Deck der Nagasaki Maru und schließlich Schloß Saratu, der Beginn seiner höchsten Seligkeit und seines tiefsten Elends.

Schreckhaft fuhr er auf. Seine fast erstarrten Hände griffen nach der Wünschelrute. Kaum vermochte er sie zu holten. Weit vorgestreckt stemmten sich die Arme mit vollster Anstrengung.

Da zuckte die Silberschlinge, drehte sich und zuckte nochmals. Ein glühend heißer Strom durchdrang den fast Erfrorenen. Und empor riß es ihn aus dem Erinnerungsschlaf.

„Sie kommen", rief er mit starker Stimme. „Wir sind gerettet."

Der Hoffnungsstrom durchdrang auch die anderen. Sie taumelten auf. Nagel machte Licht. Sanders erhob sich. Immer noch hielt er die Schlinge, die auf und nieder zuckte.

Ferner, fahler Lichtschein drang von außen durch die von Eisblumen fest verklebten Fenster des Wagens.

„Sie kommen", riefen vier der Männer.

Rasch näherte sich das Licht und wurde zur blendenden Helle. Nagel versuchte, die Tür zu öffnen. Sie widerstand den kraftlosen Händen. Gleich darauf wurde sie von außen eingeschlagen.

Kaum erfaßten die Geretteten mehr, was mit ihnen geschah. Kräftige Hände hoben sie auf und trugen sie in einen wohl durchwärmten Raum. Betten standen bereit. Man entkleidete sie. Der Arzt untersuchte die erfrorenen Glieder, die fortwährend mit Spiritus eingerieben wurden. Heißen Tee gab es mit viel Rum. Und bald kehrte fast allen die volle Besinnung wieder.

Nur einer von ihnen, der arme Ingenieur, der bis zuletzt phantasiert hatte, blieb im Schlafe des Eistodes zurück.

Linda saß neben dem Lager von Sanders und rieb ununterbrochen seine geröteten Hände. Voll heißer Dankbarkeit blickte er in ihr strahlendes Gesicht.

Längst waren sie wieder in Petrolea angelangt. Aber erst als der Arzt keine weitere Bedenken hegte, erfolgte die Überführung der Geretteten in ihre Wohnungen.

Sanders und Nagel, die am wenigsten gelitten hatten, wollten nichts von der ihnen befohlenen Ruhe wissen, sondern verlangten vor allem eine genaue Darstellung aller Vorgänge. Linda setzte es wenigstens durch, daß die beiden sich in der Wohnung von Sanders auf bequemen Lagern ausstreckten, während Kersten und Liebhard berichteten.

Nach der Entwaffnung der russischen Mannschaften in Platinia waren Linda, Kersten und Liebhard sofort nach

Petrolea geflogen. Ein von ihnen aufgegebener fingierter Funkspruch Krasnins versetzte Stratoff in den Glauben, daß der Anschlag voll geglückt sei. Dadurch verlief die Wiedereroberung Petroleas verhältnismäßig einfach.

Als die vier Kampfflieger und die sie begleitenden Transportschiffe in Sprechweite von Petrolea kamen, rief Linda ihren Mann an, der dadurch in volle Sicherheit gewiegt wurde. Mit einem Teil seiner Mannschaften stand er an der Flugzeughalle bereit. Zu seinem großen Erstaunen entquollen den landenden Maschinen eine Anzahl deutscher Soldaten, die er alle entwaffnet glaubte. Rasch waren seine wenigen Leute umringt.

Keinen Augenblick verlor Stratoff die Fassung. Er schritt auf Linda zu und sagte:

„Sie haben niederträchtig, aber elegant gespielt, Frau Fürstin. Ich darf wohl nach diesem kleinen Intermezzo Sie nicht mehr als meine Frau betrachten."

„Wo ist Sanders?" rief Linda.

Stratoff zuckte vielsagend mit den Achseln.

„Gib Antwort", schrie Linda. „Oder ich lasse dich erschießen."

„Warum so gewalttätig, schöne Frau?" meinte der Russe boshaft. „Ihr Geliebter ist doch nicht mehr zu retten. Er und Nagel liegen erfroren in ihrem eigenen Werk."

„Lassen Sie ihn festsetzen", wandte sich Linda an Kersten. „Und wenn ihn nur der Hauch einer Schuld am Tode der deutschen Führer trifft, soll er es büßen."

„Ich empfehle in diesem Falle die Einmauerung in einen Eisblock", höhnte Stratoff. „Das wäre eine neue und hier am Nordpol sehr angebrachte Erfindung."

Der Russe wurde festgenommen und abgeführt. Alle übrigen begaben sich eilends in die Räume der Untereisstadt. Die an den Maschinenanlagen stationierten Russen wurden ohne Kampf entwaffnet, die gefangenen deutschen Ingenieure befreit.

Alles ging rasch, aber für Lindas Ungeduld viel zu langsam. Zusammen mit Liebhard und fünf deutschen Mannschaften eilte sie zur Eistunnelstation. Auch hier standen Russen, die nicht Bescheid wußten oder die Auskunft verweigerten. Endlich gelang es, die ebenfalls eingesperrten Ingenieure der Tunnelbahn aufzufinden.

Rasch teilten sie das Nötigste mit. Bei der Besetzung der Kraftstation durch die Russen war die große Dynamomaschine in die Luft geflogen. Wahrscheinlich ein vorbereitetes Attentat. Erst viele Stunden später machten die Russen den Versuch, die Tunnelbahn durch Anschluß an eine der anderen Dynamomaschinen wieder in Betrieb zu setzen.

Während dieser Zeit war aber der unterwegs steckengebliebene Wagen mit den deutschen Führern derart festgefroren, daß der pneumatische Antrieb versagte. Offenbar hatten die Russen das vorhergesehen und beabsichtigt.

Wie Stratoff den Ingenieuren später erzählte, schickte er nun sofort einen Hilfszug mit eigenem mechanischen Antrieb zur Unfallstelle, der aber zu spät kam, da alle Insassen bereits den Tod durch Erfrieren gefunden hatten.

„Wo sind die Verunglückten?" schrie Linda die Russen an.

„Wir wissen von nichts", antwortete ein russischer Ingenieur.

Linda zog einen Browning hervor und hielt ihn dem Russen vors Gesicht.

„Ich will alles erzählen", sagte er schnell.

Unbeweglich stand Linda da, den Browning ständig auf ihn gerichtet. Rasch und stoßweise gingen ihre Fragen, tonlos, aber ohne Zögern antwortete der Russe.

Der Rettungszug war nur eine Strecke weit gefahren, um dann anscheinend unverrichteterſache wieder umzukehren. Stratoff hatte es so befohlen.

„Wo befindet sich der Rettungszug jetzt?" fragte Linda.

„Auf dem Rangiergleis hinter der Halle."

In diesem Augenblick kam der Zug, der wieder von deutschem Personal besetzt war, vorgefahren. Liebhard sprang herzu und warf einen Blick ins Innere.

„Alles in Ordnung," rief er. „Nur der Arzt fehlt."

„Wir fahren ohne ihn," rief Linda.

Doch Liebhard stand bereits an einem Fernsprecher und rief die nächste Rettungsstation an.

„In fünf Minuten sind Arzt und Schwestern hier," sagte er zu Linda.

„Die kleine Verzögerung bedeutet weniger, als die erste wichtige Hilfe, falls überhaupt noch etwas zu retten ist."

Bald darauf setzte sich der Hilfszug in Bewegung, aber noch eine lange qualvolle halbe Stunde verging, bis das Rettungswerk gelang.

„Hieltest du mich für tot?" fragte Sanders.

„Ich fühlte es, daß du lebtest," sagte Linda leise. „Du mußtest ja am Leben bleiben für dein Werk."

„Und vor allem für dich," sagte Sanders und küßte ihre Hände.

Ein Angestellter trat ein und überreichte eine Meldung der Funkenstation. Sanders warf einen Blick auf das umfangreiche Telegramm und sagte:

„Die letzten Nachrichten seit heute morgen. Ich werde sie vorlesen."

Linda nahm ihm das Papier aus den Händen und bat, daß sie es tun dürfe. Dann las sie:

Moskau. Die Vernichtung der französischen Flotte durch England im Hafen von Brest verursachte in ganz Deutschland eine ungeheure Erregung, der die Regierung durch Verhängung des Belagerungszustandes Herr zu werden hofft. Seit gestern abend ist jede, auch die funkentelegraphische Verbindung mit Deutschland unterbrochen. Wir glauben nicht fehlzugehen, wenn wir annehmen, daß das ganze Land sich in der Erhebung gegen den verhaßten Erbfeind befindet. Rußlands Wünsche begrüßen die deutschen Brüder zu dieser Tat. Möge es ihnen gelingen, Frankreich, diese Hochburg des wildesten Kapitalismus, endgültig zu zerstören!

Wien. Die Staaten der Kleinen Entente ordneten nach gegenseitiger Übereinkunft die sofortige Mobilmachung an.

Bukarest. Nachrichten aus Athen besagen, daß die italienische Regierung ein kurzbefristetes Ultimatum an Griechenland gestellt hat, in welchem die Herausgabe aller griechischen Inseln in der Adria verlangt wird. Die Erregung in Athen ist ungeheuer.

Konstantinopel. Die türkische Regierung erklärte alle ihr im Frieden zu Lausanne aufgezwungenen Abmachungen für null und nichtig. Sie verlangt volle Wiederherstellung des Ottomanischen Reiches, wie es vor dem großen Kriege war.

Wladiwostok. Japan veröffentlicht den Inhalt eines Geheimabkommens mit China, wonach beide Staaten sich zur Aufstellung einer Art von asiatischer Monroedoktrin verpflichten. Der Leitsatz heißt: Asien den Asiaten. Alle fremdländischen Kolonien in Asien sollen den Landesbewohnern zurückgegeben werden. Japan fordert Indien auf, sich dieser Abmachung anzuschließen.

Funchal. Heute morgen traf ein amerikanisches Luftgeschwader, bestehend aus 50 der neuesten Kampfflieger, hier ein. Die Flugzeuge gingen auf der Reede vor Anker. Der Kommandant erklärt, über die Absichten des Geschwaders keine Auskunft geben zu können.

Sayville. Der bevorstehende Ausbruch eines neuen Weltkrieges, der diesmal die Vernichtung jeglicher Kultur bedeuten würde, versetzt die Regierung zu Washington in lebhafte Unruhe. Da die Feindseligkeiten zwischen England und Frankreich bereits begonnen haben, abgesehen von Frankreichs Differenzen mit Nova Thule, so erscheint die Möglichkeit einer friedlichen Intervention mit den gewöhnlichen diplomatischen Mitteln nicht mehr angebracht.

Die Union ist aber nicht gewillt, ein neues unübersehbares Unglück über die Welt hereinbrechen zu lassen, ohne ihrerseits das Menschenmögliche getan zu haben, dieses Unheil zu verhüten. Darin sind sich Regierung und Kongreß einig.

Die außergewöhnliche und bereits überspannte Lage fordert auch außergewöhnliche Mittel. Und ein solches Mittel glaubt die Regierung in der Hand zu haben.

Bereits vor längerer Zeit schlossen die United States einen Geheimvertrag mit Nova Thule, dessen wichtigste Bestimmung die Auslieferung des Konstruktionsgeheimnisses der neuen Kampfflieger war. Im Laufe des Winters wurden über fünfzig dieser Kriegswerkzeuge erbaut, nicht etwa in der Absicht, die neue furchtbare Waffe zu Angriffszwecken zu benutzen, sondern um sie in den Dienst des Friedens zu stellen.

Da bekanntlich nur zehn dieser Flugzeuge erfolgreich gegen die fünfzehnmal so große französische Übermacht den Kampf bestanden, so kann es als erwiesen gelten, daß etwa fünfzig Kampfflieger dieser Art den Luftflotten der ganzen Welt gewachsen sind.

In Erkenntnis dieser unserer unbesiegbaren Beherrschung der Luft, die in einem modernen Kriege die Vorbedingung eines endgültigen Erfolges ist, stellen wir an die kriegführenden Staaten folgendes Ersuchen:

1. Sofortiges Einstellen aller Feindseligkeiten
2. Beschickung eines Friedenskongresses unter Vorsitz der Vereinigten Staaten. Der leitende Gesichtspunkt auf diesem Kongreß wird das unzweifelhafte und unantastbare Selbstbestimmungsrecht eines jeden Volkes sein. Auch die nicht im Kriege befindlichen Nationen oder Minoritäten sollen dort gehört werden. Für die exakte Durchführung aller Beschlüsse übernimmt die Union volle Garantie.
3. Wir lassen den kriegführenden Mächten eine Frist von 36 Stunden, ihre Bereitwilligkeit mit diesen Vorschlägen zu erklären.
4. Derjenige Staat, der unsere wohlmeinenden Anerbietungen ablehnt, gilt als im Kriege mit uns befindlich.

Allein schon durch die unwiderstehliche Übermacht unserer Luftstreitkräfte wird dieser Krieg so schnell entschieden sein, daß dadurch größeres Unheil vermieden wird.

Diese Botschaft gilt der ganzen Welt.

Die Regierung der United States."

—:: Ende. ::—

Sein Adagio.

Skizze von Ernst Flessa.

Er hatte studiert wie viele andere, hatte seine Prüfungen gut gemacht wie viele andere, und hatte keine Stellung, wie manche andere. Dabei hatte er keine Eltern mehr, an deren Suppenschüssel er hätte mitessen können, und ein Herz voll seltsamer Seitensprünge ins Traumland, von denen nicht zu leben war. Sein Name war sehr einfach: Erich Feld.

„E—rich — Feld —" buchstabierte der schieläugige Besitzer des Vorstadtkinos noch und schrieb sich den Namen auf, nebst einer Adresse, die hoch hinauf zwischen die Giebel der Mietskasernen wies.

„E—rich — Feld — — Gut! Wenn meinem jetzigen Geiger der Lohn zu niedrig wird, dann können Sie eintreten. An Tarife können wir uns nicht halten. Wollen Sie die Stelle um das Gebotene nicht, so finde ich dutzend andere, die darauf warten. Adjö —"

Erich Feld schlug den Kragen des abgetragenen Mantels hoch, denn der Himmel schwankte zwischen Regen und Schnee, und gab schließlich beides auf einmal. Dazu lachte ein schamloser Wind über die nackten Straßenpfützen hin. Die sah Erich Feld heute nicht und trat mit seinen klotzigen, schlecht geflickten Schuhen mitten hinein. Sonst war er ihnen immer sorgfältig ausgewichen. Heute stürmte er dahin, wie einer, der unerwartet ein sinnlos großes Glück getroffen hat. Er hatte um Brot Erde geschaufelt, Garben gebunden, Holz gehackt, Eisen gestanzt, Balken gezimmert, Kohlen geschleppt und sonst noch manches andere. Davon hatte er studiert. Wie es ihm möglich gewesen, außer dem Geld auch noch die Zeit dazu aufzutreiben, das schien ihm jetzt selber unklar. Aber es war gegangen. Neben der Arbeit stand nur noch seine Geige in seinem eintönigen Leben, sonst nichts. Die aber war ihm sehr viel. Jetzt drückte er den plumpen, abgestoßenen Holzkasten mit dem brüchigen Riemen daran fest an sich. Weiß Gott, es tat ihm leid, daß seine Geige, die andere Melodien gewohnt war, nun Kinokitschmusik hergeben sollte. Er tröstete seine Geige und sich selbst darüber: „Hilft nichts! Hilft nichts! — Werden schon wieder bessere Zeiten kommen. —" Das sagte er sich schon seit einigen Jahren, und er hatte dennoch den Mut selten darüber verloren.

Was lag ihm daran, daß der andere Geiger im Kino noch nicht gegangen war. Schon die Aussicht auf ein Brot, schien's auch schmal werden zu wollen, war ihm so viel, daß er vor Freude den Hut verkehrt aufgesetzt, als er seiner zukünftigen Wirkungsstätte den Rücken gekehrt hatte.

Über sechs Treppen stieg er daheim zu seiner Dachkammer. Da gab es keinen Ofen und kein elektrisches Licht; darum war es bitterkalt und dämmerig unfreundlich. Es kümmerte ihn wenig. Die Finger griffen auch im Dunkeln richtig auf der Violine, und wenn sie steif werden wollten, konnte man sie ja wieder zur Not warm reiben. Und Noten brauchte er ja nicht zu sehen zu seinem Spiel. Es kam von innen.

An diesem Abend spielte Erich Feld sehr lange und schön. Er begann mit einem Adagio, das er neulich bei glühendem Kopfe auf ein Notenblatt niedergeschrieben hatte. Er wußte es auswendig. Es war ein kleiner Traum von einem unbekannten Glück, seinem Glück, an das er glaubte. Das war nicht rauschend und nicht groß, sondern bescheiden, aber voll inniger Sehnsucht. — —

Nach acht Tagen war dem Kinogeiger der Lohn wirklich zu gering. Erich Feld bekam die freie Stelle. Zum ersten Male stand er in der nach außen abgeblendeten, hellen Nische neben einem ausgespielten Klavier und stimmte seine Geige. Über ihm, auf der weißen Wand, hetzten sich flimmernde Bilder. Vom Zuschauerraume drang ab und zu ein Lachen oder ein Ausruf herein. Die Luft roch dumpf und verbraucht.

Ein Mädchen schlüpfte durch die niedere Tür zu ihm herein, legte den nassen, modern sein sollenden Mantel ab, dem man aber bei näherem Zusehen anmerkte, daß er nur nach neuem Schnitte umgeändert war. Sie hing ihn neben Erichs Mantel. Gleichmütig musterte sie den neuen Violinspieler mit etwas müden Augen.

„Fanny M— —" stellte sie sich dann vor, setzte sich ans Klavier und schob ihrem Partner Notenblätter zu. Dann begannen sie. Sie spielte nicht besonders gut, etwas gedankenlos, mechanisch. Aber allmählich schmiegte sie sich Erichs Spiel gelassen an. Als der Film endlich spät nachts zum letzten Male abgelaufen war, gingen sie mit kurzem Gruße auseinander.

Erich Feld dachte in dieser Nacht noch viel an das Mädchen. Sie war nicht hübsch. Die Züge waren herb geschlossen, aber in den Augen lag doch etwas wie eine verhaltene Innigkeit und Wärme, die, von Lebenssorgen zurückgescheucht, dennoch nur eines warmen Weckwortes bedurften, um sich hervorzuwagen.

Als sie sich am nächsten Tage wieder bei ihrem Tagewerk trafen, war es Erich, als seien sie sich nicht mehr fremd. Nach Schluß begleitete er sie noch ein Stückchen. Er wußte bald, wer sie war, und es schien ihnen gar nicht sonderbar, daß sie sich heute schon aus ihrem Leben erzählten. Sie war ein uneheliches Kind, nun neunzehneinhalbjährig, das vom Vater nie etwas gewußt. Die Mutter war ihr vor anderthalb Jahren gestorben. Den Vormittag über machte sie Wollpuppen für einen Kunstgewerbeladen und half sich schlecht und recht, völlig auf sich selbst angewiesen, durchs Leben. Da fühlten beide stark das Gleichartige in ihrem Dasein, als sie voneinander gingen. Der Händedruck war fester und nicht mehr so leer wie gestern.

Nachmittags, wenn wenig Leute im Kino waren, kamen sie allmählich ohne viele Worte überein, auch ernste, tiefere Musik zu spielen. Sie gewannen beide Freude an der schönen Abwechslung. Die abgehämmerten Tasten bekamen unter ihren Fingern auf einmal mehr Farbe und Leben. So spielten sie, gleichsam für sich allein, Stücke aus Opern, von Beethoven und Mozart und vergaßen den Boston- und Shimmymodekitsch, zu dem sie an den Abenden verurteilt waren. Über diesem Wege durch die Musik war eine stille Vertraulichkeit zwischen ihnen geworden. Die Wärme in ihren Augen hatte sich längst an seinem Blick entzündet.

Eines Tages brachte Erich sein Adagio mit. Er gestand es Fanny erst später, daß es sein Werk war, und wurde rot dabei wie ein kleines Mädchen. Von da an sah sie mit stummer Verehrung zu ihm auf. Ohne Verabredung spielten sie es nun jeden Tag einmal.

Erich hätte gern einmal ein großer Musiker, ein berühmter Kapellmeister werden wollen. Sein Traumehrgeiz war aber bald zahm geworden in der Not des Alltags. Nur spielte er seine eigene Musik dennoch vor einer Öffentlichkeit. Was lag ihm daran, daß nur sie beide wußten, daß es sein Werk war und daß diese Öffentlichkeit recht minderwertig war. —

In Erichs Leben war etwas ganz Neues gekommen. Die kleine, abgeschlossene Zelle mit der stickigen Luft und dem abgeblendeten Lichte, wo er mit Fanny allein sein durfte und wo kein Blick sie belästigte, wurde ihnen freundlich und lieb und Heimat, mehr als seine ärmliche Dachkammer. Hier fühlte er sich einsam und seltsam ruhelos. Wenn er Fanny fern war, dachte er viel an sie. Auch träumte er von ihr und fand sie auf einmal schön.

So kam es, daß sie sich plötzlich einmal küßten. Sie wehrte ihm nicht, lächelte nur dankbar und küßte ihn wieder. Das Leben hatte ihnen beiden bisher so wenig an Freuden geboten, daß sie gegenseitig in ihrer erwachenden Liebe nach dem hellen Lichte griffen, das da plötzlich auf ihren öden Wegen aufgeleuchtet war, nach dem sie sich so lange gesehnt.

Dann kam bald die Stunde, die ihnen sagte, daß Küsse ihrem Zueinanderdrängen nicht mehr genügten. Sie kämpften beide in sich, bis sie einsahen, daß sie nicht zu entsagen vermochten. —

Von nun ab wohnte Fanny bei Erich in der einsamen Dachkammer, brachte Licht und Sonne hinein, sorgte für ihn, fertigte in der Zeit, die ihr noch blieb, auch fortan noch kleine, bunte Wollpuppen. Nachmittags und abends spielten sie zusammen im Kino, und wenn sie dann spät nachts heimkamen, tranken sie, Herz an Herz gedrängt, die Erlösung von dem Arbeitstage in trunkenen Zügen.

Das Lied seiner Geige war so hell wie der Amselsang, der, als es Frühling wurde, von den himmelnahen Schornsteinen in den Regenbogen hinüberströmte.

Eines Tages bekannte ihm Fanny mit großen, feuchten Augen, daß sie sich Mutter fühle. Er küßte sie ehrfürchtig wie ein Wunder — Sie wollte es so und es brauchte keine zwei Worte zwischen ihnen darüber: Als sie die Mittel dazu treulich mitsammen erhungert hatten, gingen sie beide zum Standesamt, damit ihr Kind einen ehrlichen Namen haben werde und waren nun Mann und Weib vor dem Gesetz. —

Sie trug ihre Mutterschaft mit wehem Stolz. Sie war blaß und abgehärmt, denn auch sein innigstes Geigenspiel und sein Arbeiten, wo immer er etwas zu werken fand an den Vormittagen, konnten die allmählich wachsende Not nicht bannen, wenn sie auch von ihrem stillen Glücke verklärt war.

Als sie ihre Zeit nahe fühlte, wurde Fanny traurig. Ihre Mattigkeit ängstigte Erich. Es wurde ihm schwer, am letzten Nachmittag von ihr zu gehen. Mit weinender

Heftigkeit schenkte sie ihm nochmals die bebende Zärtlichkeit ihrer Küsse und bat ihn, ihr die Helferin zu rufen. —

Er spielte heute zum ersten Male mit einer fremden Partnerin im Kino. Sein Spiel war zerstreut und seelenlos, denn seine Gedanken waren bei seinem Weibe, das er in Schmerzen wußte. Die endlose Zeit, bis er heimkehren durfte, wurde ihm zu fürchterlicher Marter. — —

Daheim fand er die Hebamme in großer Bestürzung. Ein Arzt mußte gerufen werden. Seine Hilfe brachte ein totes Kind zur Welt.

Fannys Augen waren trostlos müde. Sie verwand es nicht, daß das Kind ihrer Liebe sie niemals anblicken sollte mit strahlenden Sonnenaugen. Erich kauerte starr an ihrem Bette, eine bange Nacht hindurch, streichelte nur ab und zu ihre kraftlose Hand und wischte hastig einige Tränen fort, daß sie es nicht sehen sollte. Sie sah es dennoch und versuchte ihn zu trösten.

Fieber kam über sie. Ihre Augen klammerten sich schreckhaft stier ans Leben und bettelten immer wieder um einen kühlenden Kuß vom Geliebten. —

Durch die Schornsteinschatten hindurch kroch ein grauer Morgen herauf. Auf der Straße tief unten begann es zu leben. Erich sah, wie der Lärm die Leidende quälte.

„Gebt Ruhe! — Hier heroben ist eine Sterbende!" schrie es verzweifelt in ihm.

Schrill pfiff ein Bursche seinen Weg. Da horchten sie beide. Die Kranke richtete sich mühsam auf und lächelte.

Es war Erichs Adagio. Der Bursche mochte es wohl so oft im Kino gehört haben, daß es ihm gedankenlos auf dem Wege in den Sinn und auf die groben Lippen kam.

Die beiden nickten sich zu.

Zitternd nahm er seine Geige. Sie wünschte es matt. Mit nassen Augen spielte er das Lied seines Glückes — bis es zu Ende war.

Die Kranke war zurückgesunken. Der Glanz wich nicht mehr aus ihrem Gesicht, auch als sie nicht mehr war . . .

— — — — — — — —

Erich Feld spielte nach wie vor wieder im Kino; aber mit fremden Leuten. Sein Gesicht war alt geworden und verschlossen. Das Adagio spielte er nicht mehr im Kino. Nur allein in seiner einsamen Kammer, wenn der Schmerz zu heftig über ihn kam, dann spielte er es.

Darüber fanden seine abgehärmten Züge dennoch hie und da wieder ein wehmütiges Lächeln.

Tante Auguste auf Reisen.

Von **Hanns Heidsieck.**

„Einsteigen, einsteigen, meine Herrschaften!" Ein Pfiff! Pff—pff — der Zug geht los.

Im letzten Augenblick ist eine ältere Dame mit einem kleinen Mädchen in mein Kupee gekommen. Ich war noch behilflich, ihre drei Koffer herein- und auf das Gepäcknetz zu heben.

„Verzeihen Sie?", sagte die Dame, „ist das auch der richtige Zug nach Köln?"

Ich bestätigte es. Das Kind begann an seinem Mantel herumzubasteln. Die Dame begutachtete mit kritischen Blicken, ob ich ihre Sachen auch richtig untergebracht habe.

„Ich glaube, das ist doch nicht der richtige Zug", begann sie jetzt wieder, „der fuhr ja zu früh ab."

„Es ist ein Vorzug, gnädige Frau", sagte ich höflich.

„Wissen Sie nicht, ob ich in Dortmund umsteigen muß? Ein Schaffner sagte mir, daß ich umsteigen müsse."

„Tante Auguste, ich kriege den Mantel nicht auf", sagte die Kleine jetzt. Tante Auguste war ihr behilflich.

„So viel ich weiß, fährt der Zug durch", sagte ich.

Tante Auguste begann jetzt in ihrer Tasche zu kramen. „Ich hatte doch einen Fahrplan", bemerkte sie, „die Beamten wissen auch gar nicht Bescheid. Ich glaube doch, daß ich in Dortmund umsteigen muß!"

Inzwischen hielten wir wieder. Sie raffte in nervöser Hast ihre sieben Sachen zusammen und meinte:

„Ich will doch lieber aussteigen und warten, bis der richtige Zug kommt."

Ich war ihr behilflich und reichte ihr zuerst die Koffer und dann die kleine Nichte hinaus.

Kaum stand sie draußen auf dem Perron, als sie sich scheinbar schon wieder anders besonnen hatte. Im letzten Augenblick kam sie wieder hereingeklettert. Ein Schaffner warf ihr das Gepäck nach, während sie das Kind an sich zerrte. Jetzt riß sie das Fenster auf, beugte sich vor und rief:

„Schaff — nerrr! — Schaff — nerr! Mein Gott, hören Sie doch!"

Der Schaffner war schon verschwunden, der Zug setzte sich in Bewegung.

„Ich glaube, ich fahre doch besser mit diesem Zug", knüpfte sie wieder mit mir an. Und schloß das Fenster.

Nach einer Weile, während sie wieder in ihren Sachen kramte, kam ein Schaffner in das Kupee.

„Muß ich in Dortmund umsteigen?" fragte Tante Auguste wieder.

„Dies ist ein Vorzug, meine Dame", entgegnete der Schaffner, „ob er durchfährt, kann ich jetzt noch nicht sagen. Ich gebe Ihnen aber in B. Bescheid."

„Dann wäre ich doch besser mit dem Hauptzug gefahren!?"

„Das ist nicht gesagt. Manchmal ist dieser Zug besser. Bleiben Sie ruhig sitzen!"

Trotz langer Verhandlung war aus dem Schaffner nicht mehr herauszuholen. Er verließ das Kupee. Tante Auguste fixierte mich wieder.

„Glauben Sie nicht auch, daß ich doch besser aussteige und auf den Hauptzug warte?", begann sie wieder zu fragen.

„Sie haben ja gehört", sagte ich, „was der Schaffner meint. Bleiben Sie ruhig sitzen."

„Tante, Tante", begann jetzt die Kleine wieder, „sind wir nicht in den richtigen Zug gestiegen?"

„Ich weiß es nicht, Kind. Wir steigen doch besser aus. Der Hauptzug ist immer besser!"

Auf der nächsten Station stieg sie wieder aus. Ich sah sie draußen mit dem Stationsvorsteher verhandeln. Der Schaffner wollte das Zeichen zur Weiterfahrt geben. Aber der Vorsteher winkte ab, man solle noch warten. Plötzlich ging ein Ruck durch die Tante und sie stürzte wieder wie besessen auf mein Kupee zu.

Die Koffer und das kleine Mädchen folgten ihr auf dem Fuße. Ich zog sie am Arm herein. Sie schnaufte. „Der Stationsvorsteher meint, ich solle vorläufig doch besser sitzen bleiben."

Jetzt wurde ich boshaft. Das war zuviel.

„Hm", sagte ich mit wichtiger Miene, „wenn ich recht überlege, fahren Sie aber doch besser mit dem folgenden Hauptzug."

„Meinen Sie wirklich?" hauchte sie, immer noch außer Atem.

Ich sagte jetzt überhaupt nichts mehr, sondern vertiefte mich in die Zeitung. An der nächsten Station hatte ich endlich mein Ziel erreicht. Hastig stieg ich aus dem Kupee und suchte das Weite. Ich sah nur noch flüchtig, wie Tante Auguste bereits wieder einen Koffer hinausschob.

Sicherlich ist sie nachher wieder eingestiegen. —



Bunte Chronik



* **Aus den Blütetagen von Wildwest.** In jene uns heute nur noch aus den Geschichten von Bret Harte und Operetten bekannten Blütetage des „wilden Westens" führen uns die Erinnerungen eines alten und vielerfahrenen englischen Konsularbeamten Sir Charles Payton, die er soeben veröffentlicht hat. Er versuchte in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zunächst sein Glück als Goldgräber in Kalifornien. Dort begrüßte ihn ein Freund mit den Worten: „Du kommst nach Kalifornien? Gut. Wenn du irgend eine Unterredung mit einem Manne hast und siehst, wie er in eine seiner Taschen greift, schieße ihn sofort nieder, damit er dich nicht erschießt." Dieser kluge Rat nützte dem jungen Abenteurer, der allerlei erlebte, was ihn zur größten Vorsicht mahnte. So sah er eines Tages, wie ein bekannter Spieler, der sich auf der offenen Straße auf einen jener „Throne" gesetzt hatte, auf denen man zugleich rasiert wurde und sich die Schuhe putzen ließ, in dieser Stellung von drei Bewaffneten angegriffen wurde. Rasch hatte er seinen Revolver herausgerissen, und es fielen nun eine ganze Reihe von Schüssen, bis schließlich der einzige, der nicht tödlich verwundet war, der Spieler auf seinem „Thron" blieb. Sir Charles fand kein Gold und kehrte daher nach Neuyork zurück. Auf dem Schiff, das er benutzte, waren die Verhältnisse nicht viel besser. Die Passagiere waren elend zusammengepreßt und bekamen die schlechteste Nahrung, und der Kapitän hatte eine eigentümliche Art, sich jede Beschwerde vom Leibe zu halten. Er zog nämlich eine Linie um sich mit der Spitze seines Schuhes und erklärte, er werde den ersten Passagier erschießen, der diese Linie überschreiten und sich bei ihm beschweren wolle. Er war der Mann dazu, um die Drohung wahr zu machen. . . . .

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.